

Lindheim

von Michael Kleeberg

Nach Lindheim fuhren wir immer zu Ostern. Manchmal auch übers Pfingstwochenende zur Kerb, nie aber im Herbst, nie im Winter, so daß die Ankunft dort jedesmal mit dem Anbrechen eines neuen Jahrs zusammenfiel und das Kind, das ich war, dieses neue Jahr mit einer Fahrt „zurück“ begrüßte, denn nach Lindheim zu fahren, war immer eine Reise zurück. Zurück in die Vergangenheit, in die Kinderheimat meiner Mutter. Jedesmal mußte zunächst ein Stück Fremde überwunden werden, denn sowohl ich als auch Lindheim selbst hatten uns wieder ein weiteres Jahr von dem Lindheim entfernt, das unser Ziel war. Der ungeheure Raum eines weiteren verflissenen Jahrs mußte mit allen Sinnen, einer Neuannäherung des Ohrs an den lokalen Dialekt, einer der Nase an die ländlichen Gerüche, mußte mit Fragen und Erzählungen vermessen werden.

Aber nicht nur bestand Lindheim für mich aus einer einzigen Jahreszeit, dem Frühling von den ersten Krokussen auf winterblassen Wiesen bis zur Kirschenzeit mit den plötzlich als schwarzes Feuerwerk aus einer Baumkrone flatternden Starentrauben, es gab auch nur einen einzigen Weg dorthin.

Die Perspektive von Kindern auf die sie umgebende Welt ist immer die einer hellerleuchteten Schneise der Vertrautheit in einem dunklen Urwald des unbekanntes, der links und rechts der bekannten Wege wuchert. In dieser Schneise hallt der Klang von Wörtern und Namen wieder, und wenn man die Erinnerung befragt, so findet sie zunächst den Klang dieser Wörter wieder und zieht dann alles, was sich seinerzeit an ihnen verfangen hat, mit hinauf ans Licht.

Die Fahrt nach Lindheim begann in Fechenheim bei meiner Oma Kleeberg, am Rande also der Stadt meines Vaters, aber die seine gab es nicht mehr, sie war in den Bombenangriffen und mehr noch im Neuaufbau der Jahrzehnte danach unwiderruflich verschwunden. Die Namen der Orte, die wir durchqueren mußten oder an denen wir vorüberfuhren, um hinaus aus der Stadt zu kommen, habe ich noch im Ohr wie eine Litanei, wie einen Rosenkranz gegen die Langeweile der knapp einstündigen Fahrt, und ich weiß auch noch, welche merkwürdigen Assoziationen mir beim Anblick der Ortsnamen kamen. Dörnigheim, das war die regelmäßig von meinem Vater beklagte zerstörte Allee aus Kirschbäumen den Main entlang, wo hinaus er in seiner Jugend zum Baden gekommen war, die ich nun als Überblendung auf dem realen Bild der gnadenlosen Urbanisierung flimmern sah. Kesselstadt der Blick auf kasernenartige, fensterlose Blocks, ein leises Grauen, das vielleicht daher kam, daß ich bereits vage vom Kessel von Stalingrad als von etwas Entsetzlichem gehört hatte. Wilhelmsbad, eine Langweiligkeitssvision von Park, Blumenrabatten, Sahnetorte und Sonntagsspaziergängen. Bei Bruchköbel, dem ersten Dorf hinter

Hanau, mußte ich an einen Kübel mit Erbochenem denken, die einander folgenden, sich durch nichts unterscheidenden hessischen Straßendörfer Roßdorf und Ostheim mit ihren von Eternitplatten verschandelten Fachwerkhäusern und ihren geschlossenen Hoftoren waren für mich ein dialektisches Paar, das erste mochte ich, das zweite verabscheute ich. Beides grundlos. Es war ein Spiel, das ich stumm im Fond des Autos jedesmal spielte: Oh wie schön, wir sind schon im netten Roßdorf, oh Gott, jetzt müssen wir noch durch gräßliche Ostheim. Dann kam Rommelhausen, das den damals von allen Erwachsenen in meinem Gesichtskreis als untadeligen Kriegshelden verehrten Wüstenfuchs im Namen führte und schließlich, nach einem Waldstück und einem Sportflugplatz, der im Krieg einen Jagdfliegerhorst beherbergt hatte, erreichten wir Altenstadt.

Und damit waren wir fast da, waren schon in der „Werrera“, sprich Wetterau und zugleich so fern wie nie zuvor. Denn Altenstadt war der letzte gewissermaßen reale-banale Ort vor dem Eintritt in die mythische Zeit und Welt, die unser Ziel war. Auch wenn es nur fünf Minuten mit dem Fahrrad dauerte hinüber nach Lindheim, auch wenn Agnes, Elsas Schwiegertochter, von hier kam und Robert, der jüngste Corvinusbruder im Ortsteil Oberau wohnte, Altenstadt, der Marktflecken, lag noch jenseits der Grenze, war wie der Vorhalt in der Musik, ganz nahe an der Auflösung und sie dennoch hinauszögernd und in die Ferne rückend. In Altenstadt kauften wir immer Blumen für die Gräber.

Lindheim begann mit dem Friedhof. Nicht, daß er das Dorf beherrscht, in seinem Zentrum bei der Kirche gelegen hätte. Nein, er war nichts als eine schlichte abfallende Wiese hinter einem Mäuerchen, einem knarrenden Törchen, markiert von drei hohen Alleebäumen direkt am Ortseingang. Wer rasch vorüberfuhr, dem fiel der Friedhof nicht auf. Aber für uns fing Lindheim immer mit dem Friedhof an. Hier lagen unsere Toten.

Öfter pilgerten wir auch während unseres Aufenthalts mit der ganzen Familie vom Haus Tante Elsas durchs Dorf hinauf zum Friedhof, doch jedesmal wenn wir, von Altenstadt kommend, alleine hier eintrafen, war der Friedhof das erste Ziel. Das heißt, Ziel war das Grab meines Großvaters, des Vaters meiner Mutter mit dem polierten schwarzen Stein, dem Namen und den Lebensdaten 1899 – 1962. Dabei lag der, alles andere als ein Lindheimer und Dorfmensch nur hier, weil der Ort die Heimat seiner Witwe war, für die nach einem Leben in Großstädten die Rückkehr nach Lindheim, das sie als junges Mädchen verlassen hatte, um etwas besseres zu finden als den Tod der Langeweile, auch ein fragwürdiges Glück gewesen sein muß.

Von der eigentlichen Lindheimer Familie, dem Bäckergeschlecht Corvinus lagen hier zu Anfang nur die Großeltern meiner Mutter, der Bäckermeister selbst und seine Frau, beide kurz nach dem Krieg verstorben. 1970 dann mit dem unerwarteten Tod von Elsas Mann Karl begann der Reigen, eins nach dem anderen des knappen Dutzend starb im Jahresrythmus, Alfred, Fritzi,

Wilhelm, meine Großmutter, Jean, Karl, Robert und ganz zuletzt, lange nach allen anderen, weit über neunzigjährig, Elsa, die Erstgeborene, die mit dem Jahrhundert geborene, die Seele Lindheims, wohin ich seither nie wieder gereist bin.

Aber bei Elsas Tod gab es die alten Gräber aus den fünfziger und sechziger Jahren schon nicht mehr. Hurra, die Toten reiten schnell, ihre Reste wurden nach zwölf, nach fünfzehn oder zwanzig Jahren ausgebaggert, tiefergelegt, ihre Grabsteine verschwanden, und mit ihnen verschwand Lindheim, das zuletzt nur noch in den Gräberreihen existiert hatte, die man diagonal und kreuz und quer wie eine Dame beim Schach durchmaß, um die Toten der verschiedenen Jahrzehnte zu finden.

Heute führt in hundert Metern Entfernung, dort wo früher bis zum Horizont nur Wiesen und weitere Wiesen, Felder, Obstbäume und Haine im Dunst und Sonnenglast ruhten, die Autobahn auf einem Damm vorüber, der Lindheim von seiner Umwelt abschneidet, und mit der Ruhe der Toten, der unseren wie der Fremden, die sich seither über sie gelegt haben, ist es ein für alle mal vorüber.

Obwohl die Lindheimer Familie sich um die Gräber kümmerte, war meine Mutter nie zufrieden. Sie fand immer etwas auszusetzen am Zustand von ihres Vaters Grab oder an der Auswahl des diesjährigen Blumen- oder Pflanzenschmucks, zupfte hier und da etwas zurecht und drapierte die frischen Blumen. Ihre Gesten aber hatten etwas Fremdelndes, sie wirkten eher so als arrangiere sie eine Geschenkverpackung. Ich entsinne mich an die Allerheiligentage in Paris, wenn Tausende von Menschen aus der Stadt heraus zum Friedhof Thiais pilgerten, um den Grabschmuck der ihren zu erneuern fürs Jahr, und wie da Schaufelchen geschwungen und Gieskannen gefüllt, wie gegraben und gebuddelt wurde und Wurzeln ausgerissen und Steinchen entfernt und gereicht und gegossen, wie der Grabstein und die Grabumrandung mit der Bürste geschrubbt wurden, bis aller Grünspan, alle Flecken, Moose und Flechten fort waren, so daß am Ende, wenn die Lebenden zurück in die Stadt fahren, ein jeder von ihnen einen dicken, schwarzen Trauerrand unter den Fingernägeln trug. Das konnte meiner Mutter nicht passieren, bei allem Schmerz um den Toten, bei aller Liebe zu ihm nicht.

Sodann beteten wir, schweigend, ein jeder für sich. Meine Gedanken schweiften. Später, als der Friedhof sich mit den unsren füllte, bekam jeder seinen kurzen Anstandsbesuch und diese paar Schweigesekunden, aber still gebetet wurde wohl doch nur für die eigenen Eltern oder Großeltern. Denke ich zurück, scheint mir, ich habe diesen Friedhof nie als einen religiösen, einen kirchlichen Ort wahrgenommen. Er war der private Totengarten unserer Familie, auch das stumme Beten war eine Privatsache, keiner erfuhr je, was und zu wem und worüber der andere da gesprochen haben mochte. Vielleicht lag es daran, daß der Friedhof weit fort war von der Kirche, die sich irgendwo im Dorf hinter einer Häusezeile verbarg, außerhalb meiner

Kinderwege, ich erinnere mich nicht, je in ihr gewesen zu sein. Ich habe in Lindheim auch nie einen Pfarrer erblickt, wir sind dort ebenso wenig in den Gottesdienst gegangen wie zu Hause, aber auch keiner aus der dortigen Familie nahm während unserer Besuche an einem teil, und dabei bot sich doch an Ostern oder Pfingsten die beste Gelegenheit dazu. Und bei den Trauerfeiern und Begräbnissen, die bald in Jahresfrist aufeinander folgen sollten, war ich nie zugegen, was doch, wünschte man diesen Ort auch als meine natürliche Heimat zu etablieren, hilfreich gewesen wäre. Bei Anna Seghers habe ich gelesen, man muß durch furchtbar Schweres durch, um die Heimat wirklich zu besitzen, die man jetzt nur unter den Füßen hat. Vielleicht hat man mir Lindheim zu einfach gemacht, indem aus lebendigen Verwandten, bei denen ich Osternester abholen ging, von einem Jahr zum nächsten abstrakte Gräber wurden. Ich zählte immer nur, einmal im Jahr, zu Ostern oder zu Pfingsten, die neu hinzugekommenen Steine. Der Osterhase hatte in unserer Familie den gekreuzigten und den auferstandenen Jesus völlig aus dem Felde geschlagen.

Habe ich je die Glocken von Lindheim läuten hören? Ich weiß nicht mehr. Aber wenn, dann hatten diese Glocken aufgehört, unsere Zeit zu strukturieren.

Alle Corvinusse, die im Laufe der fünfzehn Jahre, in denen ich von einem Kind zu einem Erwachsenen wurde, sich in den schnurgerade Reihen des Friedhofs versammelten, wohnten in der frühen Zeit noch an der schnurgeraden Hauptstraße, der schmalen, lastzugdurchdonnerten, bis auf Onkel Wilhelm, den einzigen, der das Handwerk seines Vaters weitergeführt hatte und eine Bäckerei und Konditorei in Hanau besaß, die sein Sohn dann, an einer Mehlstauballergie leidend, nach dem Tod seines Vaters verkaufte, und Onkel Jean, der mit seiner Frau in Lüdenscheid lebte.

Es herrschte eine erstaunliche Familienähnlichkeit unter ihnen. Brüder wie Schwestern besaßen die gleiche Physiognomie und wurden einander im Alter noch ähnlicher, die Männer sich verweiblichend, die Frauen sich vermännlichend. Alle hatten ein spitzes, vorspringendes Kinn, eine spitze Nase, sehr hochliegende und betonte Wangenknochen, eine hohe gewölbte Stirn mit einem hochliegenden Haaransatz, auch bei den Frauen, tiefliegende, kleine Augen, schmale Lippen. Als ich einmal ein Porträt des alten Jean Giono sah, des provenzalischen Schriftstellers mit italienischen Ahnen, war ich über die Ähnlichkeit seiner mit den Zügen der Corvinusse verblüfft.

Es gab drei Epizentren in Lindheim. Am Ortseingang den Friedhof, auf dem nach und nach alle landeten und endgültig zu Schatten wurden, zu Erinnerungen meiner Mutter, in die sich meine punktuellen, kurzfristigeren hineinwoben, am anderen Ende hinter dem Bach, der auf lindheimerisch „die Bach“ hieß, die Äppelwoi-Wirtschaft von Karl Stroh und dazwischen das Haus, in dem Tante Elsa mit ihrer Familie wohnte. Sie war das geheime Gravitationszentrum des

Orts, sein Wärmequell, die lokale Norne, bei der die Schicksalsfäden der Nachbarn, Brüder und Schwestern zusammenliefen und zusammen mit dem Friedhof unser eigentlicher Besuchsgrund. Als sie und der Friedhof schließlich zusammenwuchsen, endete denn auch unsere Lindheimer Zeit, denn der sprudelnde Brunnen der Gegenwart war versiegt.

Im Alter von wenigen Wochen war meine Mutter von ihren in Hamburg arbeitenden Eltern im Seitenwagen des Motorrads eines Freundes nach Lindheim gebracht worden, wo sich die ältere Schwester ihrer Mutter, Elsa, die auch schon ihre eigenen jüngeren Geschwister mit großgezogen hatte, um sie kümmern sollte. Seine ersten Lebensjahre bis zur Einschulung, als seine Eltern nach Frankfurt kamen und es wieder zu sich nahmen, und dann noch den größten Teil des Krieges (da aber mit seiner Mutter), lebte das Mädchen bei seiner Tante Elsa, die es an Kindes statt angenommen hatte, in Lindheim. Dies war die Heimat meiner Mutter, ich habe, solange ich zurückdenken kann, in unzähligen Geschichten und Variationen von dieser Lindheimer Kindheit erzählt bekommen.

Die Besuche bei ihrer Mutter waren für die meine Anstandsbesuche, die bei Elsa Liebesbesuche. Saß sie in ihrer Küche, war meine Mutter so entspannt und bei sich wie sie nur sein konnte, und dennoch habe ich immer den Verdacht gehegt, sie trauere im Kreise von Elsas Familie, von Karl, Heinz dem Sohn, Agnes und den Kindern leise und heimlich den ganz frühen, fast noch nebelhaften Erinnerungen nach, in denen sie Elsas Kind gewesen war. Den paradiesischen Jahren bevor ihre Pflegemutter, erstaunlich spät, nämlich mit Mitte dreißig und auch nur unter dem Druck der Schwangerschaft, ihren langjährigen Freund Karl zu heiraten einwilligte, um Heinz, ihr einziges Kind, in geordneten Verhältnissen zur Welt zu bringen.

Heinz war für meine Mutter der kleine Bruder, aber mit seiner Frau Agnes, einer spröden Rotblonden aus Altstadt, wurde sie nie richtig warm, vielleicht auch, weil die sehr bodenständige Agnes immer ein leicht spöttisches oder mißtrauisches Auge auf die ganze herausgeputzte Verwandtschaft aus der Stadt richtete, die nicht zur Gänze verhehlen konnte oder wollte, daß sie es zu etwas mehr im Leben gebracht habe und den Besuch – nicht gerade bei den „armen Verwandten“, aber bei „den Verwandten vom Land“ immer auch als eine Art Reise in die Archaik ansah.

Zumindest für mich traf das zu. In Neubausiedlungen mit Einbauküchen und modernstem sanitären Standard lebend, von Flachdächern und Beton umgeben, an Wohnungen gewöhnt, deren archimedischer Punkt der Fernseher im Wohnzimmer war, waren mir die Schmeißfliegen, die in der Lindheimer Küche rund um den Resopaltisch summten und bevor sie in den herabbaumelnden Klebestreifen verendeten, alle Misthaufen der Nachbarschaft und danach mein Marmeladenbrot erkundet hatten, höchst suspekt und beeinträchtigten das von mir erwartete Wohlgefühl erheblich. Auch daß „die Stubb“ im Hochparterre, wo der Fernseher stand, sich nur

für besondere Gelegenheiten wie den Sonntagnachmittagskaffee öffnete und ihr Kohleofen angeheizt wurde, war mir fremd. Ich fürchtete mich, wenn ich manchmal in den dunklen, feuchten Keller geschickt wurde, mit seinem Boden aus gestampfter Erde, wo es nach Kohlen, keimenden Kartoffeln und gärenden Äpfeln roch und mit der Kohlschaufel in den Haufen stechen mußte, der im Lichtschimmer vom oberen Treppenabsatz manchmal matt erglänzte. Vor allem aber ekelte und fürchtete ich mich vor dem Plumpsklo in der dunkelbraun gebeizten Scheune im Hof, zu dem ein kleines Türchen in dem großen Scheunentor führte. Es gab kein Licht, und wenn ich in die Dunkelheit und den Kloakengestank und den Geruch nach Karbolineum eintauchte, hielt ich den Atem an und alle Härchen sträubten sich. Es gab keine Klobrille, keine Spülung, nur dieses schwarze stinkende Loch. Nichts wollten hier meine Hände berühren, der Gedanke, mich hier niederzusetzen, ließ mich erstarren, wenn ich nur pinkeln mußte, lief ich unter einem Vorwand irgendwo nach draußen, aber wenn es sich nicht mehr umgehen ließ, stakste ich starr hinaus in den Hof, in der ständigen Furcht, ein falscher Schritt, eine falsche Bewegung in der Düsternis ließe mich in einen Orkus jahrhundertalter Exkreme stürzen, aus dem kein Entkommen mehr sein würde.

Lieber war ich in jenen ersten Jahren in der Zweizimmerwohnung im Dachgeschoß eines kleinen Mietshauses draußen in der Neubausiedlung, in der meine Großmutter lebte. Vielleicht auch, weil ich dort meine Oma für mich hatte und wieder zur Hauptperson wurde, die ich ansonsten in Lindheim nicht ohne weiteres sein konnte. Ich war ihr einziger Enkel. Sie war meine Oma, nicht „Tande Kädda“, wie sie von denen im Dorf genannt wurde, wo ich „der Inge ihrn Bub“ war und Elsa die Oma, bei der, das spürte ich, meine Mutter lieber war als hier.

O wie präsent mir diese kleine Wohnung noch ist und meine Großmutter in ihr! Wie sie mit den von der Arthritis so elegant wie schmerzhaft übereinandergekreuzten Beinen (die allerdings zum Gehen kaum mehr taugten) dastand, auf ihren schwarzen Stock gestützt und, den Kopf bei jedem Zug in den Nacken werfend und die Wangen höhlend wie Marlene Dietrich, ihre Ernte 23 rauchte, nonchalant und unberührt von der Tatsache, daß ihr Mann, mein Opa, doch vom Rauchen gestorben war. Hatte sie nicht sogar eine Zigarettenspitze? Nein, das vielleicht doch nicht...

Ich erinnere mich an diese kleine Wohnung als einen farbenreichen Hort dekorativer und schmückender Dinge ohne besonderen Nutzen, etwas, das es bei uns zu Hause nicht gab, es lag ein Anhauch von fremder Welt, von Beutegut aus einem langen Leben, von Orient über diesen Zimmern. Da gab es „das Schäßlong“ mit dem grüngemusterten Bezug im Schlafzimmer, zu kurz, um darauf zu schlafen, auch zum Sitzen wegen einer fehlenden Lehne ungeeignet, pure Form ohne praktischen Nutzen aus einer fremden Zeit und Kultur. Darüber hing ein königlicher Wandbehang aus gelbem Brokat und altrosa Samt und Seide, mit Troddeln, die ich, schließe ich

die Augen, noch immer in meinen träumerischen Kinderfingern spüre. Da stand glänzend in den schrägen Strahlen der Abendsonne der große und schwere grüne Skarabäus, mit den geheimnisvollen Hieroglyphen auf der Unterseite, und fast ebenso geheimnisvoll, auf der Fensterbank im Wohnzimmer, eine grüne Plastikschildkröte, die bei jedem Lufthauch sinnig mit Kopf und Schwanz nickte. Manchmal befragte ich sie wie ein Orakel und setzte sie dann fest auf, und der Kopf neigte sich bestätigend auf und ab oder schüttelte sich unheilvoll und träge von links nach rechts.

Hatte die Dekoration der Wohnung etwas exotisches, so waren die modernen Geräte wiederum eine Brücke in meine eigene Welt. Die Markennamen der Fernseher damals faszinierten mich alle ebenso wie Automarken, ich erinnere mich an Schaub-Lorenz und Loewe-Opta, aber der meiner Oma war ein Nordmende, er stand natürlich im Wohnzimmer, wogegen das Radio in der Küche aufgebaut war, ein massiver polierter Holzkasten mit dem unter einer Art Häkeldeckchen verborgenen Lautsprecher und einem Einsatz, aus dem katzengrün das magische Auge leuchtete, das seine Lider öffnete und seine Iris funkeln ließ, wenn der Sender perfekt empfangen wurde. Links und rechts saßen zwei leise knarrende Drehräder für Senderwahl und Lautstärke, und ich erinnere mich an meine geheime Lust, sie in die falsche Richtung zunächst gegen einen leichten Widerstand und dann ins Leere zu drehen. Darunter lagen die würfelförmigen, schwer zu drückenden elfenbeinfarbenen Bakelitknöpfe für lange, mittlere, kurze und ultrakurze Welle und darüber eine dunkle Glasscheibe, auf der in diagonalen Reihen die fantastischen Namen aller Sender geschrieben waren, zu denen man mittels des Apparates reisen konnte: Beromünster, Luxemburg, Hilversum, RIAS.

Ich erinnere mich an den wie ein Schraubstock auf die Tischkante montierten Fleischwolf aus schwarzfleckigem Eisen und an die Kaffeemühle, deren Schiebeverschluss ich oben öffnete, um die Bohnen zwischen die Gewindeschaukeln fallen zu lassen, und die ich, war sie voll, nicht zu drehen vermochte, so daß meine Oma sie zwischen die Knie klemmte und mit brachialer Gewalt in ruckartigen Viertelumdrehungen bei denen es krachte und splitterte als würden Knochen gemahlen, in einen für mich bedienbaren Zustand brachte. Dann wurde ich für die schwere Arbeit belohnt, wenn ich die kleine Schublade des Holzkästchens öffnete und mir der tiefbraune, feine, duftende Sand entgegenquoll.

Ich erinnere mich an die gemeinsamen Frühstücke in dieser Wohnung, nicht mehr in Einzelheiten, auch nicht an unsere Gespräche, so wie ich die Stimme meiner Großmutter überhaupt nicht mehr hören kann, es sind stumme Bilder, aber diese Frühstücke ohne meine Eltern haben mich dahingehend geprägt, was ein „archetypisches Frühstück“ zu sein habe. Die Brötchen, die unten an der Haustür in einer Papiertüte hingen, und die ich heraufholte und vor allem die Eier. Alle vier, alle fünf Jahre passiert es mir heute, ein gekochtes Frühstücksei zu essen,

das so schmeckt wie die Eier damals in der Küche meiner Großmutter, und das sind dann meine Madeleines. Ihr ganz eigentümlicher, ganz intensiver Geschmack, unverkennbar unter Tausenden und Abertausenden normaler Eier versetzt mich vierzig Jahre zurück und läßt Wohnung und Dorf so vor mir auferstehen, nicht wie ich beides heute erinnere, sondern wie es damals gerochen und geschmeckt hat. Diese Prägungen darüber, was ein „ideales“, ein „gemütliches“ Frühstück sein solle, sie überstehen Jahrzehnte, Moden, das Leben in verschiedenen Kulturkreisen, und es macht nachdenklich sich zu vergegenwärtigen, wie sehr alles, was damals Zufall und Alltag war, sich in unserem Unbewußten als Maß und Norm festgesetzt hat. Auch diese innerliche Starre ist Heimat, die ein Leben lang in unseren Genen bleibt und es uns leicht macht, vertraut und fremd zu unterscheiden, nicht immer zu unserem Besten.

Ich sehe meine Oma Strümpfe stopfend mit dem gelben Stopfei oder Kreuzworträtsel lösend, während ich in der „Bunten“ einen Autotest las, überschrieben mit „Die großen Drei“ und vom Mercedes 600, dem Opel Diplomat und einem BMW Coupé handelnd. Ich sehe sie später, als sie schon wunderbar war, sich vor dem Beginn der Tagesschau für Karl-Heinz Köpke schön machen, sie legte ein wenig Rouge auf, zog sich die Lippen nach, und jedesmal wenn er - für sie, wie meine Oma glaubte - von seinem Zettel aufblickte, schäkerte sie kokett mit ihm. Ich erinnere mich daran, daß wir eines Morgens unter der Bettdecke Peter Pan und Wendy spielten und daß ich darauf bestand, sie solle Peter Pan und ich Wendy sein und wie ich ihr während des Spiels die Geschichte, die sie nicht kannte, erklären mußte. Ich erinnere mich, daß sie mich, wenn ich unter der Decke verschwand, vor ihren „Käsefüßen“ warnte, aber, mochte ich ihre verkrümmten Füße mit dem wie ein zusätzlicher Zeh seitlich auswachsenden Ballen und dem fast parallel zum Fuß liegenden großen Zeh auch nicht ansehen, so weiß ich doch nichts von einem unangenehmen Geruch, der dort unter der Decke geherrscht hätte.

Zum Kaffee wurden wir dann von meinem Vater – die Lindheimer besaßen kein Auto – abgeholt und hinunter ins Dorf gefahren. Die letzten Meter zu ihrer Schwester legte meine Großmutter, die für diese Gelegenheit die Schürze gegen einen eleganten witwenschwarzen Twinset getauscht hatte, würdig-mühselig zurück, mit einem Arm bei meinem Vater eingehängt, das hintere Bein vorwärtssetzend, das darübergekreuzte vordere nachziehend und den schwarzen Krückstock mit der Guminoppe am unteren Ende zuerst tastend dann fest auf dem Kopfsteinpflaster aufsetzend.

Das Haus von Tante Elsa – oder besser gesagt das Haus, in dem die Familie lebte, denn es war nur gemietet – stand an der Ecke der Hauptstraße, der Altenstädter Straße und des kleinen Zindel genannten, nur auf der einen Seite bebauten, auf der anderen von Gemüsegärten gesäumten Sträßchens, das zur Schule und dem Bürgerhaus lief und weiter draußen den Blick auf die Feuchtwiesen und den Enzheimer Kopf freigab. Es stand quer zur Hauptstraße und hatte

einen kleinen Hof zu ihr und zur Zindel hinaus, vielleicht acht auf zehn Meter groß. Im Winkel der Straßenabzweigung stand die Waschküche als ein eigenes kleines Häuschen, ein exklusives Frauenreich, dampfig, intensiv nach Bleiche und Kernseife duftend, darin die roten wie verbrüht wirkenden kräftigen Arme von Agnes im Zuber. Wir Kinder huschten hinein, uns die Hände zu waschen und wieder hinaus. In den Kindertagen meiner Mutter war die Weißwäsche noch in „der Bach“ gewaschen und zum Trocknen auf die Wiesen gelegt worden, in Sichtweite des nach Fröschen suchenden, gravitatisch umherstolzierenden Storchenpaars, dessen Nest auf einem Turm, den man vom Hof aus sehen konnte, der aber nicht der Kirchturm war, fast so etwas wie das Wahrzeichen des Dorfes bildete. Einer der ersten Sätze, die wir bei unserer Ankunft hörten, war denn auch stets die erleichtert ausgerufene Auskunft „De Stosch is da!“. Das hieß soviel wie „Gott sei Dank, alles ist beim Alten“, und als dann einige Jahre nach der Flurbereinigung, die die Frösche vertrieb, eines Tages auch das Storchenpaar nicht wiederkehrte, schien das den Lindheimern ein Menetekel, ein unheilvolles Zeichen. „De Stosch kommt net mehr dies Jahr.“

Das Haupteingangstörchen lag zur Altenstädter Straße hinaus an der Kante des Hauses, aber es gab jenseits der Waschküche, neben der Scheune, noch ein zweites hinaus auf die Zindel, genutzt hauptsächlich von uns Kindern. Das Haus war ein altes, windschiefes zweigeschossiges Fachwerkgemäuer mit einem Sockel aus dunklem Stein, aber wie die meisten der ehemals schönen Lindheimer Fachwerkhäuser zu Zeiten meiner Kindheit entstellt von Schindeln oder Eternitplatten, die im Zuge der Modernisierung über das Fachwerk gezogen worden waren, das darunter jetzt tun konnte, wozu es zweihundert Jahre lang keinen Anlaß gehabt hatte, nämlich vor sich hin zu modern. Das Fenster der Stubb ging zur Hauptstraße hinaus, alle anderen auf den Hof, die rückwärtige Längsseite des Hauses und die obere Querseite lehnten direkt an die Nachbarhäuser, oder die Durchgänge zwischen den alten Mauern waren so eng, daß nicht einmal wir Kinder, daß nur die Ratten sich hindurchzwängen konnten. Ein altes, unscheinbares, unrenoviertes Haus, das eigentlich nicht mehr in die Zeit paßte, die modernisierungssüchtigen sechziger Jahre, zugleich der Mittelpunkt des Lindheimer Universums, denn hier stand und wärmte seine Sonne, Elsa Krämer, geborene Corvinus.

Hatten wir das Auto in der Zindel geparkt, schlug das Hoftor hinter uns zu, erschien ihr altes Gesicht im Strahlenkranz seiner Gütefältchen, lachend von einem Ohr zum anderen im aufklappenden Küchenfenster, und mit hoher, sich überschlagender Stimme rief, krächte, fistelte sie, als solle das ganze Dorf es hören, aber eigentlich doch gewandt an die im Haus, die nicht so schnell reagierten wie sie: „Aisch hurrns doch noch gesaacht! Gleich müssese kommel!“ Ei, ich habe es doch eben noch gesagt. Sie sind da!

Eine abgetretene, in Jahrhunderten rund- und weichgetretene Granitstufe und wir standen im Haus vor der extrem engen und gewundenen Treppe hinauf ins Obergeschoß, wo die

Schlafräume lagen. Links davon führten sieben knarrende Stufen hinauf zur Stubb, geradeaus hinter der Treppe lag, hinter gelbem Riffelglas eine Kammer, an deren Nutzung ich mich nicht mehr erinnere. War es ein Badezimmer? Aber gab es dort auch nur ein Waschbecken? Rechts aber, wieder eine Stufe hinauf, lag Elsas Reich, die Küche, wo sie über Kohleofen und Gasherd herrschte, den Resopalesstisch mit dem abwaschbaren Wachstuch, die Bank dahinter, die aufklappbar war und auch als Spielzeugtruhe diente und das Fenster, aus dem sie uns eben noch begrüßt hatte. Unser Eintritt gab ihr Zeit, sich vom Fenster abzustoßen und sich mitten im Raum aufzustellen, uns zu umarmen, denn Elsa litt an der gleichen Beinverkrümmung wie ihre Schwester. Bei ihr war sie noch weiter fortgeschritten und noch schmerzhafter, aber sie machte nichts davon her, jedenfalls nie vor uns, ihre Enkel spotteten manchmal heimlich und mit all der unduldsamen Grausamkeit von Kindern über ihr Gejammer. In ihrer Küche bewegte sie sich rasch und sicher, indem sie sich mit einer Hand, oder um schneller vorwärtszukommen mit beiden Händen abstützte wie ein Turner auf dem Barren und sich vorwärtsschwang.

Tante Elsa, für meine Mutter einfach Elsa, für alle anderen die Oma, erschien mir als das Inbild einer sehr alten Frau (obwohl sie damals in meinen frühesten Erinnerungen erst 65 Jahre zählte). Sie trug eine dunkelblaue Kittelschürze und schwarze Wollstrümpfe. Weißes Haar stand über ihrer hohen gewölbten Corvinusstirn nach allen Richtungen ab, aber ihre kleinen Corvinusäuglein blitzten und leuchteten wie nahe Sterne, die dem nächtlichen Wanderer Geborgenheit, Hoffnung und Trost spenden.

Es war das Oster- oder das Pfingstwochenende, und während ich mich wieder eingewöhnen mußte, spürte ich, daß meine Mutter mit dem Eintritt in Elsas Küche nach Hause gekommen war und wie die Anspannung meines Vaters im Kreise von Männern wie Karl und Heinz sich legte, wie er Krawatte und Kragenknopf lockerte und sich so behaglich wie in einen Ohrensessel in seinen Frankfurter Dialekt fallen ließ, den in Württemberg und später in Hamburg wo wir lebten, niemand verstand, so daß er sich, was eine physische Anstrengung war, dort beständig zu einer gemilderten, kupierten, hochdeutsch verzerrten Aussprache zwingen mußte, die sich zu seiner eigentlichen Mundart verhielt wie der Dialekt in den bundesweit ausgestrahlten Fernsehkarnevalssendungen zum tatsächlich in der Region gesprochenen.

Elsa konnte nicht in die Welt hinaus, auf merkwürdigen Wegen drängte die Welt zu ihr. Die Türglocke ging den ganzen Tag, eilige Besucher blieben auf dem Hof und steckten den Kopf zum Küchenfenster hinein, um sich mit ihr auszutauschen. Sie war eine kluge Frau, zu der die Klugheit auf anderen Wegen als über die Bildung gekommen war. Sie war nie weiter gereist als bis kurz hinter Frankfurt, nach und noch während ihrer rudimentären Schulzeit wurde sie als älteste Schwester gebraucht, um die Geschwister großzuziehen, um zu helfen, wo immer in der Bäckerei und im Haushalt etwas zu helfen war. Sie hatte ihr ganzes Leben über beständig

gearbeitet und immer nur das, was man niedere Beschäftigungen nennt, versehen. Der spät akzeptierte Ehemann zog nach vier Jahren Ehe in den Krieg und kehrte fünfzehn Jahre später als Invaliden aus den sibirischen Bergwerken zurück. Lungentuberkulose. Sie haben einen Lungenflügel stillgelegt, war mir zugeflüstert worden, und es klang für mich, als sei ein Engel geschient und könne nicht mehr fliegen.

Elsa war nicht nur eine herzliche, sie war eine weltweite Frau. Sah ich die beiden Schwestern nebeneinander, muß mir trotz meiner Präferenz für meine eigene Großmutter klargewesen sein: Wo diese eitel war, war Elsa selbstlos, wo Käthe wehleidig war, war sie humorvoll und fatalistisch, und wo jene mit ihren Lebenserfahrungen aus Hamburg und Frankfurt im Innersten überzeugt war, geistig über das enge Lindheim hinausgewachsen zu sein, bewies die andere beständig, mehr über Gott, die Welt und die Menschen verstanden zu haben, und darüberhinaus waren ihr alle Rang- und Wertfragen etwas völlig Fremdes. Sie bedauerte die Leidenden, aber sie beneidete niemanden, und wenn ich es damals auch nicht bewußt verstanden haben kann, so spürte ich doch, und sei es nur am Gemütswechsel, den meine Eltern in ihrer Gegenwart durchmachten, daß es eine Alternative gab zur Ungeduld, zur Unrast, zum ewigen Ungenügen am Status Quo, der uns alle antrieb, mich ebenso wie meine Eltern, aber auch so viele andere entwurzelte, aufstrebende Kleinbürger in dieser Aufbruchsgesellschaft der sechziger Jahre.

Jenes Lindheim gibt es nicht mehr, wir haben also recht behalten, aber Elsas Gesicht ist in meiner Erinnerung zu einer Bloch'schen Spur geworden – hin zu einer Utopie, die noch keiner geschaut hat.

Je nach Wochentag und Tageszeit gab es zunächst einmal Kaffee und Kuchen oder – war es Sonntagmittag – das Mittagessen in der Stubb. Letztes Echo jener großen Blechkuchen, die das ganze Dorf vor dem Krieg zum Ofen des Bäckermeisters Corvinus getragen hatte, servierte Elsa mit Sicherheit einen Streuselkuchen, manchmal nur den simplen Hefeboden mit den Butterstreuseln darauf, manchmal belegt mit Äpfeln, im Sommer dann mit Zwetschen, „Quetschekuche“ hieß das, mit kurzem U.

Wir Kinder stürzten den ganzen Tag über hinaus, brachen wieder herein und wurden mit einem Butterbrot gestärkt, auf das Elsas selbsteingemachter Brombeergelee geschmiert wurde – jetzt entsinne ich mich auch wieder, daß in der Kammer mit der gelben Riffelglasscheibe Hunderte von Einweckgläsern standen, denn manchmal wurde ich dort hineingeschickt, um ein neues Glas Gelee zu holen. Umsäumt von den Schmeißfliegen, die wir mit der freien Hand verscheuchten, hockten wir, Rita, Stefan und ich, auf der Kante der Eckbank, bissen in die Brote und versuchten in einem Gleichgewichtsspiel verzweifelt, den Gelee oben zu halten, der perfiderweise an allen Seiten zugleich herunterzulaufen versuchte und dem es früher oder später immer gelang, einen schwer zu entfernenden Fleck auf meinen Sonntagskleidern zu plazieren.

Diese ländliche Gesellschaft der sechziger und frühen siebziger Jahre unterschied sich in vielem kaum von muslimischen heutzutage. Außer zu den Mahlzeiten waren Frauen und Männer nicht zusammen. Nach dem Kaffee blieben die Frauen in Elsas Küche, und mein Vater wurde von Heinz und Karl in die Kneipe oder auf einen Spaziergang mitgenommen. Der Eile der Männer hinauszukommen und unter sich zu sein entsprach die Erleichterung der Frauen, sie loszuwerden. Ich glaube, niemand fühlte sich durch diese Regel mißbraucht oder verstoßen, und sie hatte auch nichts mit mangelnder Zuneigung oder Respekt zu tun. Elsa und Karl waren auch noch im Alter ein inniges Paar, die Zuneigung zwischen Agnes und Heinz war rauher und weniger sichtbar, aber sie waren einander sicher. Nur mein Vater mußte erst einen leichten inneren Widerstand überwinden, bevor er mitging. Er fragte meine Mutter pro Forma um Erlaubnis, aber das war reine Konvention.

Ebenso wie mich die trauten Frühstücke mit meiner Oma geprägt haben, wurde ich auch im Hinblick darauf, was Familie war und wie sie funktionierte im Lindheimer Dreigenerationenhaus, in dieser archetypischen Familie von der hier praktizierten natürlichen Geschlechtertrennung geprägt, auf eine Weise, die mich später zu langfristigen Lernprozessen gezwungen hat. Männer bemühen sich um Frauen, bis sie eine haben, dann überlassen sie den weiblichen Teil der Schöpfung wieder sich und bleiben untereinander, um in die mythische Welt männlicher Wichtigkeit einzutauchen, oder, wie ich es heute ausdrücken würde, um sich vor jeder erwachsenen Verantwortung zu drücken.

Das Ziel jener männlichen Flucht, an dem Frauen zwar nicht verboten aber verpönt waren, und wohin Karl und sein Sohn meinen Vater schleppten, hieß „Emils Willem“. Ich habe nie verstanden, warum die Äppelwoiwirtschaft von Karl Stroh, dem Metzger, hinter „der“ Bach „Emils Willem“ genannt wurde. Es hatte, soviel erklärte meine Mutter mir, mit der lokalen orientalischen Angewohnheit zu tun, die Männer hier durch den Zusatz von ihres Vatersnamen zu unterscheiden. Karls Vater hatte Wilhelm geheißen, aber wer war Emil? Nun hieß zwar sein Sohn, der so alt war wie mein Vater und mit dessen Tochter Sylvia ich häufig spielte, Emil, aber er, wurde mir erklärt, sei natürlich nicht der Emil von „Emils Willem“.

Ich könnte sie malen, jene erste Kneipe, die ich in meinem Leben betreten durfte, aber so wie man einen Traum malt am nächsten Morgen, mit all der Unsicherheit über die erinnerten Farben und all der Ungenauigkeit in den Ecken und den Details, die der träumende Blick im Unschaffen beläßt und die das Gedächtnis nicht mehr sieht. Es war ein kleiner Schankraum, vielleicht nicht größer als zwanzig Quadratmeter, und es standen drei, maximal vier Tische darin. Es muß zwei Fenster gegeben haben, durch die man aber nicht hinausblicken konnte, also vermutlich aus geschliffenem Glas, und es muß eine Tür nach hinten gegeben haben, durch die der Wirt, die vollen Äppelwoigläser in beiden Händen hereinkam.

Die Wände sind in meiner Erinnerung tiefbraun, wie gebeizt, wie geräuchert, und der kleine Raum war auch immer vom dicken Qualm von Stumpen und filterlosen Zigaretten erfüllt. Am genauesten sehe ich noch die zwei ausgestopften Hechtköpfe vor mir, die an zwei Wänden über Eck hingen, mit beängstigend aufgerissenen Rachen voller nadelspitzer Zähne. Diese Fische habe ich unzählige Male betrachtet, angestaunt, versucht sie mir lebendig im Wasser vorzustellen, ich studierte ihre Physiognomie im Profil, den mir mal grimmig, mal verzweifelt, mal verschlagen, mal trostlos erscheinenden Gesichtsausdruck, und manchmal geriet ich ins Träumen, und die Fratzen der Hechte wandelten sich zu menschlichen Gesichtern, die dort oben an die Wand genagelt waren, den Mund im Zorn oder im Todeskampf aufgerissen.

Der alte kahlköpfige Karl Strohh trug ein Handtuch überm Arm, mit dem er über den Tisch wischte, wenn er die erste Lage brachte und einen Bleistift in der Brusttasche, mit dem er Striche auf die Bierdeckel setzte. Ich weiß nicht mehr, was es für Tische waren, an denen die Männer saßen und manchmal auch wir, wenn wir von den Frauen geschickt wurden, sie abzuholen, „sie loszueisen“, nannten sie das. Aber ich erinnere mich an die vor Feuchtigkeit mürbe gewordene Konsistenz der Bierdeckel, von denen man mühelos Eckchen abpulen und zu kleinen Kügelchen und Flöckchen reiben konnte. Der Apfelwein war Karl Strohs eigener, er fabrizierte ihn in der Kelter im Schuppen hinter der Kneipe und der Metzgerei mit dem Streuobst seiner Wiesen, die sich rückwärtig an den Hof anschlossen. Es war ein köstlicher, reiner Apfelwein, mein Vater schwor, nie in seinem Leben einen besseren getrunken zu haben, und er war als Frankfurter an der Quelle großgeworden.

Wenn wir Kinder dann mit am Tisch saßen und einen Gespritzten tranken, waren wir stolz. Ich erinnere mich noch an das hohe Vorgefühl, irgendwann auch in den Kreis dieser wichtigen Männer aufgenommen zu werden, die alle beim Trinken und Räsionieren so viel erfüllter von ihrer Bedeutung wirkten als die Frauen beim Arbeiten

Onkel Karl, Elsas sechs Jahre jüngeren Ehemann, mochte ich sehr, obwohl seine Erscheinung mir manchmal ein wenig unheimlich war. Das muß daran gelegen haben, daß in vielen Märchen oder anderen Geschichten, die ich liebte, weil sie so gruselig waren, vom Teufel als dem „Grünen“ oder jedenfalls als einer Erscheinung in Jägertracht die Rede war, und Karl war immer in Grün gekleidet.

Er hatte eine große fleischige Nase mit riesigen mandelförmigen, stark behaarten Nasenlöchern, durch die man, so wirkte es, wäre man nur nahe genug herangekommen, bis hinauf in sein Gehirn hätte blicken können, riesige abstehende Ohren, die zu beiden Seiten fast über seine Scheitelhöhe hinausragten, und seine dünnen Haarfäden waren mit Pomade quer über den Schadel geklebt. Der Nacken lag frei, da die Haare dort mit dem Messer sehr weit oben ausrasiert waren und trug tief eingekerbte Querfalten, ausdrucksvoller als seine Stirnfalten. Sein Sohn glich

ihm wie ein jüngerer Bruder mit einer rosigeren, weniger geerbten und glatteren Haut und volleren Haaren.

Karl roch intensiv und angenehm nach Tabak und Alkohol, und er war wie gesagt in Grün gekleidet. Ich hielt ihn anfangs für einen Jäger oder Forstgehilfen oder Angler in seiner grünen Joppe und seiner grünen Schirmmütze, die er fast nie ablegte. Als ich später Fotos der geschlagen oder gefangen nach Westen ziehenden Wehrmachtssoldaten sah, stellte ich fest, daß sie alle genau dieselbe Schirmmütze trugen wie Karl. Ich weiß nicht, ob er und die vielen anderen Männer, die man noch in den sechziger Jahren vor allem auf dem Land mit dieser Art Mützen sah, tatsächlich ihre Wehrmachtsskopfbedeckung behalten hatten, oder ob nach dem Krieg diese Art Mützen auch für den Zivilgebrauch hergestellt wurden.

Im allgemeinen verließ Karl morgens das Haus und kehrte abends zurück. Es war mir ein reines Mysterium, was er tat, wohin er ging, wo er seine Zeit verbrachte, wovon er lebte. Es wurde auch nicht darüber geredet. Es war wohl so, daß er keine feste Beschäftigung hatte. Aufgrund seiner Invalidität infolge der Lungentuberkulose hatten ihm die Ärzte zu viel Bewegung an der frischen Luft geraten, und womöglich half er tatsächlich im Jagd- oder Forstwesen mit. Ich weiß es nicht, und es gefällt mir, ihm sein Geheimnis zu lassen. Meine Mutter allerdings, die ihn auch liebte, ließ durchblicken, Karl habe sich schon als junger Mann vor dem Krieg nicht um Arbeit gerissen.

Er war das, was man sich in meiner Kindheit unter einem Großvater vorstellte: ein wenig unnahbar, ganz autonom, keineswegs immer für seine Enkel da, aber wenn, dann als Quell von Geschichten, als sicherer Schutz, als Bastler, Holzschneider, Tierkundler. Das einzige Mal in meinem Leben, daß ich, bibbernd vor Kälte und hellwach vor Konzentration im Morgengrauen auf einem Hochstand saß und durch einen schweren, metallisch riechenden Feldstecher Hirsche beobachtete, war mit Onkel Karl an meiner Seite. Mit uns Kindern ging er am Ostersonntag morgen auf den Hanseberg oder Hansebäsch, einen baumbestandenen Hügel am Ortsausgang, Ostereier suchen.

So vieles, das nie gefragt, nie thematisiert, nie erzählt wurde, und jetzt ist es zu spät. Menschen und Dinge geraten in den Fokus des Kindes und verschwinden wieder daraus, für das Kind sind sie was sie sind in seiner Gegenwart und nichts anderes. Kinder haben die Gabe und die Beschränkung Fakten hinzunehmen, ohne nach Zusammenhängen zu fragen.

Karl verschwand in die Natur, Heinz und die anderen Männer morgens mit dem Bummelzug zur Arbeit in die „Bauer'sche Gießerei“ nach Frankfurt, auch ein Name, den ich hinnahm, ohne mir unter ihm oder der Arbeit einer Gießerei irgendetwas vorstellen zu können.

Aber Karl, dieser Jäger und Angler und Hallodri mit dem einen Lungenflügel, er hatte in den zehn Jahren seiner Gefangenschaft seiner Elsa mehrere tausend Briefe geschrieben, viele davon auf sibirischer Birkenrinde, glühende, poetische Liebesbriefe wohl zum Teil, meine Mutter hat

einige gesehen. Elsa, dies eine Mal vielleicht doch hadernd mit Gott und dem Schicksal, hat sie nach seinem zu frühen Tod, der den Sterbereigen der Corvinusse eröffnete, allesamt verbrannt.

Wir Kinder wurden nach dem Essen hinausgeschickt zum Spielen, aber man mußte uns nicht schicken. Ganz Lindheim, das heißt natürlich nur die Wege, die gleich den Songlines der Aborigines bekannte Kinderwege waren, nichts rechts, nichts links davon, ganz Lindheim stand uns offen. Meine Mutter, die sich sonst sehr um mich sorgte, kümmerte sich hier überhaupt nicht um mich, als müsse der Hort ihrer Kindheit auch mich ganz automatisch behüten. Gewiß wohnte an jeder Ecke Verwandtschaft, aber zumindest die enge, schlecht zu übersehende Hauptstraße, durch die die Autos rasten und die Lastwagen donnerten und die keine Bürgersteige zu ihren Seiten hatte, von Ampeln und Zebrastreifen ganz zu schweigen, war eine ernste Gefahrenquelle. Aber darum sorgte sich niemand

Zu Ostern führten unsere ersten Wege uns, die moosgepolsterten Körbchen in der Hand, zu den Onkeln Corvinus, wo uns überall „ein Osterhas“ erwartete, der Sammelbegriff für die verschiedenen Gaben, meist ein oder zwei bemalte Hühnereier, kleine bunte Zuckereierchen und – Zeichen herausragender Großzügigkeit - ein großer Schokoladenhase.

Alfred, dessen auf eine mißglückte Ohrenoperation in seiner Jugend zurückzuführender, zu einer Grimasse erstarrter schiefer Mund mir immer etwas Angst machte, dann aber, wenn er das gute Ohr zu uns Kindern hinabneigte, um etwas zu verstehen, tat er mir leid. Seiner Frau Gretel, der rundlichen Dorfschwester und Hebamme in hellblauer uniformartiger Arbeitskleidung mit einer weißen Schürze, deren Träger über dem Rücken gekreuzt waren und einem Häubchen mit rotem Kreuz, das sie über dem Dutt trug, begegneten wir ständig irgendwo im Ort. Sie eilte von einem Termin zum nächsten, winkte uns hastig zu, rief uns auch einmal zur Ordnung, und manchmal, wenn sie in der kleinen Schwesternstation verschnaupte, winkte sie uns herein und suchte zwischen Tropfen und Verbänden nach ein paar Bonbons.

An Onkel Fritz habe ich die blassesten Erinnerungen. Ich habe ihn auch, gewiß zu Unrecht, nie ernstgenommen, was an seinem Namen lag: S'Fritzi. Trug er nicht sogar eine Mütze wie der deutsche Michel? Wollten wir zu ihm, unseren Osterhasen abholen, brachte mein Mund es nicht über sich, die lindheimerisch korrekte grammatische Form zu wählen: Wir gehen „zus Fritz“. Von Onkel Karl, dem ältesten Bruder, der mit zunehmendem Alter seinen Schwestern immer ähnlicher sah, und den ich als den freundlichsten und liebevollsten der Onkel in Erinnerung habe, erzählte meine Mutter mir lange nach seinem Tod, er sei früh in die SS eingetreten, aber nur, weil er die schicke, schneidige Uniform so geliebt habe, er sei ein viel zu weicher Mensch gewesen, um tun zu können, was die SS gemeinhin tat.

Kam Onkel Wilhelm, der Bäcker und Konditor über Ostern aus Hanau herüber, stand uns allen ein langer Spaziergang unter der Führung Karls bevor, denn Wilhelm, der Jäger, Schäferhund-

und Dackelnarr, besaß eine Jagdhütte oben auf dem Enzheimer Kopf. Ich mochte Wilhelm sehr, fürchtete mich aber zu Tode vor seinen Hunden. Vor dem riesigen scharfen Schäferhund, der allerdings parierte, ohnehin, aber fast noch mehr vor den heimtückischen Dackeln, vor deren Schnappen nach Händen und Fingern Wilhelm die Kaffeegäste auch ausdrücklich warnte. Ich hockte zwischen meinen Eltern auf der Bank vor dem Haus, blickte über die Baumwipfel nach unten ins Tal und auf Lindheim und hielt die Hände auf der Tischplatte, um nicht von dem wie eine Muräne unter der Bank lauenden Dackeltier angefallen zu werden.

Manchmal kam über Ostern auch der einzige in der Ferne lebende Corvinusbruder zu Besuch, und das waren für mich schmerzhafteste Momente. Ich verstand mich, abgesehen von den üblichen Zankereien unter Kindern, sehr gut mit der ein Jahr jüngeren Rita und dem knapp drei Jahre jüngeren Stefan, es herrschte die Vertrautheit, die unter Kindern auch nach langen Pausen immer schnell wieder hergestellt ist. Aber ich hatte dabei doch die ganze Zeit über, bei jedem Lindheim-Besuch, die Gewißheit, etwas klüger, gebildeterer, entwickelter, mit einem Wort: etwas kostbarer und wichtiger zu sein als die zurückgeblieben lebenden Cousins vom Lande, ein Dünkel, an dessen Ausbildung meine Eltern, die ihre Wurzeln eigenhändig ausgerissen hatten, um den Verheißungen des sozialen Aufstiegs von Arbeitsstätte zu Arbeitsstätte und von Stadt zu Stadt zu folgen, nicht ganz unschuldig waren. Mit Jean und seiner Frau Ingeborg erwuchs uns ernste Konkurrenz, und das Alleinstellungsmerkmal des kultivierteren Verwandten aus der Stadt, das für mich viel wichtiger war als für meine Eltern, ging uns verloren. Auch diese beiden waren städtisch gekleidet und besaßen ein Auto (war es nicht gar ein Cabrio?) kamen aus der Stadt und zeigten ihren Verwandten nicht ohne Eitelkeit, daß sie es zu etwas gebracht hatten. Und während ich ihnen gegenüber sofort in Abwehrhaltung verfiel, spürte ich schmerzlich, daß Tante Ingeborg mit ihrem großzügigen Osterhasen und ihrem lachenden Gesicht Rita und Stefan vielleicht ein kleinwenig sympathischer und lieber war als die stets reservierte Tante Inge, meine Mutter.

Wir spielten an der Brücke, wo auf der gegenüberliegenden Straßenseite eine weite Leerfläche war, die für meine Mutter einen beständigen Quell der Trauer und Empörung bildete. Dort hatte das große Corvinushaus gestanden, bis in den fünfziger Jahren eine unselige Behördenentscheidung für einen reibungsloseren Verkehrsfluß Brücke und Straße verbreiterte, und in diese verbreiterte Straße hätte das imposante Fachwerkhaus, das ich nur von einer Federzeichnung kenne, die heute noch im Esszimmer meiner Eltern hängt, einen halben Meter hineingeragt: Es mußte weg. In den Achtzigern dann hatte die Verkehrspolitik umgedacht, und man baute eine Umgehungsstraße um Lindheim herum, aber da war es lange zu spät.

Neben dem freien Platz der ehemaligen Bäckerei führte ein Treppchen zur Bach hinab, einige Meter weiter staute das Wasser sich am Wehr. Dort baden zu gehen war uns verboten, aber Rita schlug vor, unter der Brücke hindurch zu waten und uns vom Gedonner der LKWs über unseren

Köpfen erschrecken zu lassen. Ich, an saubere, geflieste, gechlorte, bläulich schimmernde Frei- und Hallenbäder in reichen schwäbischen Industriestädtchen gewohnt, war nicht begeistert von der Idee, in die bräunliche Brühe zu steigen. Ich wunderte mich auch überhaupt nicht, als Rita unter der Brücke plötzlich aufschrie. Sie war in eine Glasscherbe getreten, hob den Fuß aus dem Wasser, und als sie den großen halbmondförmigen Schnitt auf ihrer Sohle sah, aus dem das Blut quell wie aus einem Haifischbiss, war sie einer Ohnmacht nahe. Tante Gretel wurde zum Bandagieren geholt, sie brauchte bloß dem Geschrei zu folgen, und danach wurde uns zu meiner großen Erleichterung verboten, in der Bach zu spielen, jener Bach, in der meine Mutter und Heinz in den Kriegsjahren mit Booten gekreuzt waren, die sie aus aufgeschnittenen Benzinfässern gebaut hatten.

Danach spielten wir die Zindel hinauf und hinunter, stromerten durch das Querschlag genannte Gäßchen, zwängten uns durch die Lücken zwischen den krummen alten Häusern, wanderten manchmal bis zur Siedlung und zu meiner Großmutter, um dann den Bahndamm entlang zurück bis zum Bahnhof zu gehen und von dort die Hauptstraße hinunter nach Hause. Dort befand sich auf halber Höhe „der Voss“, der örtliche Lebensmittel- und Kramladen, aus dem wir uns, hatten wir ein wenig Geld in der Tasche, Süßigkeiten holten oder wohin wir manchmal von Agnes oder Elsa geschickt wurden, um bei Herrn Voss, der den Bleistift für die Additionen überm Ohr trug, Büchsenmilch oder Waschpulver einzuholen, was immer das letzte mal vergessen worden war. Die Beschaffenheit und Raumaufteilung dieser Geschäfte lebt nur fort in den Kinderkaufäden, auch die eigentümlichen Düfte ihres Sortiments sind aus der Welt verschwunden, und die sich erinnernde Nase des Kindes von damals bräuchte die Hilfe der Erwachsenen von damals um zu rekonstruieren, woraus, aus welchen Kaffees und Kakaos, Gewürzen und Trockenfrüchten, Wasch- und Bleichmitteln, Pulvern und Kernseifen, Dauerwurstsorten und Lakritzstangen sie sich eigentlich zusammengesetzt haben.

Direkt neben dem Kaufladen gab es eine Ausbuchtung der Straße, die als einen „Platz“ zu bezeichnen einigen Mut erforderte. Das war „die alte Burg“ oder „Aldebursch“, ein gepflastertes Karree, in dessen Mitte eine Lastwagenwaage stand, für das Auge nichts anderes als eine große, in einen Metallrahmen gefaßte Bretterfläche auf ebener Erde.

Die alte Burg war der Ort, an dem jedes Jahr zu Pfingsten die Kerb stattfand, die Kirmes, der Jahrmarkt. Ein doppelstöckiges Kinderkarussell, eine Schießbude, eine Losbude, ein Stand mit Naschwerk, in guten Jahren ein Kettenkarussell, das war alles, was dort Platz fand, es genügte uns.

Was ist faszinierender für ein Kind als alleine auf einem Rummelplatz zu stehen, wo man wie Buridans Esel schon alleine vom begierigen Hin- und Herschauen auf all die blinkenden, duftenden, lärmenden Attraktionen müde Augen bekommt und einen Kopf, der sich dreht, als

sei man beschwipst. Was ist für die sieben, acht, neun Jährigen faszinierender gewesen als noch eine und immer noch eine Fahrt im Kreise hoch zu Roß oder in einem Feuerwehrauto oder Hubschrauber oder Bus, und was läßt sich der Sehnsucht vergleichen, die man ein paar Jahre älter, als die Kerb auf einer großen Wiese vor dem Dorf stattfand, wo auch das Bierzelt Platz hatte, vor dem Schild am Autoscooter empfand „Junger Mann zum Mitreisen gesucht“? Und wenn man sie dann sah, die ungeheuer lässigen, ein wenig schmuddligen, sehnigen Halbwüchsigen, die sich mit Fred Astaire hafter Grazie auf die fahrenden Gondeln schlangen, abkassierten und absprangen, wenn man sah, wie sie stierkämpferhaft ihre Pirouetten drehten zwischen den „Boxautos“ wie wir das nannten, und dann in den Pausen, die Zigarette im Mundwinkel, auf dem Holzpodest ihres Karussells gegen einen Pfosten gelehnt dastanden und die Dorfmadchen anzwickelten, war man denn da nicht schon im Grunde verloren für ein bürgerliches Leben?

So vieles, das nie gefragt, nie thematisiert, nie erwähnt wurde. Mein Lindheim war kleiner als das tatsächliche, und sich selbst genug. Daß der Ort ein Zentrum der oberhessischen Hexenverfolgung gewesen war, daß Leopold von Sacher-Masoch ihn sich zu seinem Ruhesitz erkoren hatte, das spielte keine Rolle in meiner Kindheit. Aber von Anfang an war Lindheim nie ein Ort purer Gegenwart für mich. „Und irgendwann waren die Juden weg.“ Sagte man mir „waren weg“ oder „kamen weg“? Sonst jedenfalls kein Wort. Dann gingen die Männer fort. Manchmal kamen sie auf Urlaub, die Hände voller wertvoller Geschenke, sofern sie in Frankreich stationiert waren. Auf den Bauernhöfen arbeiteten französische Kriegsgefangene. Dann donnerte es ausdauernd. Bomben auf Hanau. Vor Weihnachten der blutrote Abendhimmel. Backt Christkindchen Lebkuchen? Nein, es war das brennende Frankfurt. Tieffliegerangriffe auf dem Schulhof. Und irgendwann die rasselnden Ketten der amerikanischen Panzer, die von Altstadt kommend, durchs Dorf rollten, daß die Häuser bebten, vorüber an weißen Fahnen, die aus allen Fenstern hingen. Das war der Krieg gewesen.

Das gegenwärtige Lindheim konnte tun, was es wollte, nie würde es den Vergleich mit jenen mythischen Zeiten bestehen, von denen ich erzählt bekam. Im Grunde genommen gab meine Mutter dem tatsächlichen, dem lebendigen Lindheim nie eine Chance. Genausowenig wie mein Vater Frankfurt eine Chance gegeben hatte. Das Frankfurt von 1968, das des Häuserkampfes im Westend und in Bockenheim, das von Adorno, das spätere „Multikulti“-Frankfurt, das war ihm so fremd wie New York. Sein Frankfurt hatte aufgehört zu existieren, als er es Mitte der Fünfziger auf Nimmerwiederssehen verließ, ohne sich je innerlich von ihm zu lösen. Und ebenso war das Lindheim, das ich kannte, nur noch die scheinlebendige, die im Grunde tote Ruine ihres, des eigentlichen Lindheims. Jeder Besuch bestätigte das und vergrößerte doch zugleich ihre Nostalgie. Das Haus, in dem Elsa mit ihrer Familie lebte, war nicht das richtige, das gab es nicht

mehr. Es gab die Frösche und die Störche nicht mehr, in der Bach zu schwimmen war ekelhaft geworden, das authentische Lindheim war versunken, so wie – und das hätte sie eigentlich sagen müssen – ihre Jugend versunken war, wie unser aller Jugend versinkt.

Dies also war Heimat. Allerdings, wie ich damals zwar nicht verstand, aber wohl spürte, eine ambivalente Heimat. Für die Cousins, für ihre Eltern eine alltägliche Selbstverständlichkeit bar jeder Faszinationskraft, für meine Mutter aber, wie sie mir mit jeder Geste, jeder Erzählung zu verstehen gab, eine verlorene Heimat.

Für mich, das Kind, das immer Gast blieb, fremdelnder Gast, konnte Lindheim damals also niemals Heimat werden, das hätte mich in die Schizophrenie gezwungen, meine Geborgenheit auf Totzeit zu bauen, als wollte ein Vogel sein Nest in Totholz bauen.

Immerhin war es der nächste Ausblick auf das Mysterium der Heimat, der mir gegeben war. Aber während meine Mutter bei jedem Besuch sozusagen an den Wassern der Bach saß und weinte, schlug ich ihr implizites Angebot, mit ihr solidarisch zu sein und auch hierher zu gehören, aus und trat einen Schritt zurück.

Ich blieb der Junge aus der Stadt, der ein- zweimal im Jahr hierher kam, aufs Land, in eine Vergangenheit, die als Gegenwart nur ein schwacher Abglanz dessen war, was im Herzen meiner Mutter lebte.

Möglich daß dieses Zurücktreten bereits eine Keimzelle des späteren Lebensberufes enthielt. Denn ist der Schritt zurück, die Entscheidung für den Überblick und gegen das Eintauchen, nicht die Grundgebärde des Schriftstellers, der, hin- und hergerissen zwischen einer Sehnsucht und einer Fremdheit, den Abstand schafft, den es zur Vergegenwärtigung von beidem braucht?